

# **Wegworte**

*Die Wochensprüche  
des Kirchenjahres ausgelegt*

*Karfreitag*

**calwer**

## Karfreitag

*Also hat Gott die Welt geliebt,  
dass er seinen eingeborenen Sohn gab,  
damit alle, die an ihn glauben,  
nicht verloren werden,  
sondern das ewige Leben haben.*

Johannes 3,16

Die Welt hat Gott geliebt! Keineswegs nur die fromme oder die kirchliche oder die christliche Welt, sondern die Welt in ihrer ganzen Vielfalt von der frommen oder sich fromm dünkenden Welt über die gottlose oder sich gottlos dünkende Welt bis hin zur brutal gottfeindlichen und dann gewiss auch menschenfeindlichen Welt.

Ein Journalist hat mich zu Weihnachten interviewt. Er vertrat die Auffassung, Weihnachten, das sei doch für alle Menschen da, auch für solche, die nicht christlich sind. Weihnachten sei ein allgemein menschliches Fest. Aber Karfreitag und Ostern, das seien eben rein »christliche Feste«, nur für Christen.

Ich war einigermaßen erstaunt, versuchte ihm klarzumachen, dass Jesus für alle Menschen, nicht nur für die Christen, gestorben sei. Er sei das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt (Joh 1,29). Also sei der Karfreitag ein Fest für alle Menschen so gut wie Weihnachten. Und an Ostern würden wir die Auferweckung dessen feiern, mit dem die Hoffnung auf Leben für alle Menschen begraben gewesen sei. Die Hoffnung für alle Menschen, ja überhaupt für alles Geschaffene, das sich nach Leben und Freiheit sehnt (Röm 8,18–21), sei auferstanden; das würden wir an Ostern feiern; insofern sei doch Ostern das Fest für alles, was lebt und was zum Leben drängt.

Aber wahrscheinlich haben wir es in den letzten Jahrzehnten versäumt, die Botschaft des Karfreitags auf alle Menschen hin auszulegen. Weshalb jener Journalist den Karfreitag als ein Exklusivfest allein für Christen versteht.

Dagegen die Botschaft, dass Gott die Welt geliebt hat und gewiss weiterhin liebt. Diese Welt, die er geschaffen hat mit all ihren Vitalkräften, die alle von ihm stammen. Diese Welt, die er erhält trotz al-

len Gefahrenpotentials, das wir Menschen in ihr vervielfachen. »In wie viel Not hat nicht der gnädige Gott über dir Flügel gebreitet«, singen wir einander und uns selbst ganz persönlich zu (EG 317). Wir können es ebenso gut dieser Welt, auf der und von deren Vitalkräften wir leben, zusingen. Dieser Welt, die trotz der Erfindung der Atom-bombe und des ersten Abwurfs derselben auf Hiroshima und Nagasaki die Schwelle zum 21. Jahrhundert geschafft hat. Nur sehr pausbäckig selbstbewusste Starkspieler können es damit erklären, das Gleichgewicht der Stärke habe eben funktioniert und, wo entsprechend viel Drohpotential aufgehäuft sei, schrecke die Menschheit doch vor dem Äußersten zurück. Wer will, mag an dieser Logik festhalten. Wir Christen bekennen, dass Gott die Welt geliebt hat, dass er noch immer seine schützende Hand über sie hält, wunderbarerweise, dass sie allein deswegen vor dem definitiven globalen Selbstmordattentat bewahrt wurde.

Zeitgenossen, die auf die ausnahmslose Zuverlässigkeit menschlicher Technik schwören, rechnen es der modernen Sicherheitstechnik zu, dass nach dem Supergau von Tschernobyl weitere Atomkraftwerke bis zur Stunde noch nicht in die Luft gingen. Die zahlreichen Störfälle in Kraftwerken, bei denen vieles spitz auf Knopf stand, werden dann ausgeblendet. Wir Christen vertrauen weder auf die lückenlos perfekte Sicherheit unserer Technik noch auf die ausnahmslose Zuverlässigkeit der Menschen, die in Atomkraftwerken arbeiten. Vielmehr ahnen wir im Blick auf diese gefährlichen Zentren: »In wie viel Not hat nicht der gnädige Gott über dir Flügel gebreitet.« Dass Gott diese Welt liebt, ist die einzig zureichende Erklärung dafür, dass diese Welt noch nicht in ein Tohuwabohu wie vor der Schöpfung zurückimplodiert ist.

Diese Bewahrungen sind aber nicht dazu geschehen, dass wir das Gefahrenpotential weiter vervielfachen. Vielmehr dazu, dass wir entschieden zur Beseitigung dieser Drohpotentiale beitragen.

Diese Welt hat Gott geliebt. Im Sprachgebrauch des Evangelisten Johannes ist diese Welt keineswegs nur eben die Schöpfung in ihrer gefährdeten Schönheit, sondern das Wort »Welt« bedeutet vor allem den Bereich, in welchem der Mensch herrscht, der sich von Gott heimlich oder öffentlich, leise oder auch ganz laut losgesagt hat. Die Menschenwelt, die unter sich bleiben und ihre Dinge ohne Gottes-

einfluss mit sich selbst ausmachen will. Die Welt ist die Menschheit, die sich selbst nicht nur verrückt überschätzt, sondern auch verherrlicht und gar vergottet. Die Welt, die Gott geschaffen hat, ihn aber in Jesus kreuzigt, ist »sein Eigentum, in das er wohl kam, das ihn aber nicht aufnahm« (Joh 1,11); die Welt ist die Finsternis, in der das Licht scheint, die das Licht aber nicht ergriffen hat.

Ich werde nie vergessen, wie die Mutter eines ermordeten jungen Mannes mit mir sprach. Wir planten eine rötliche Gedenkplatte im grauen Granit des Ulmer Münsterplatzes, die an die abscheuliche Ermordung ihres Sohnes erinnern sollte. Wir fragten uns, was man auf einer solchen Platte eingravieren könne. Sie schlug das Wort aus Johannes 1,5 vor: »Das Licht scheint in der Finsternis, doch die Finsternis hat's nicht ergriffen.« Die Mördermenschheit, in der solche Untaten geschehen, die umgeben ist von Finsternis, ist diese Welt, die Gott geliebt hat, liebt und bis zur Erlösung und Vollendung lieben wird. Sie verdichtet und offenbart ihre Art in der Passionsgeschichte Jesu als nur noch brutale Welt. Sie kann es aber nicht verhindern, dass Gott sie unter allen Umständen liebt.

Was Paulus in seinem »Hohen Lied der Liebe« als Art der Liebe (1. Kor 13,4–7) schildert, liest sich wie eine Beschreibung der Liebe, die Jesus am Kreuz bewährt: »Die Liebe ist langmütig und freundlich ... sie sucht nicht das Ihre, sie lässt sich nicht erbittern, sie rechnet das Böse nicht zu, sie verträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles.« Es ist nicht die »Liebe«, die wir an uns kennen und die sehr davon abhängt, ob sie erwidert wird, die sozusagen den Echo-Gesetzen dieser Welt unterworfen ist. Es ist vielmehr eine Liebe, die von Anfang an bis zuletzt freie göttliche Initiative ist. Sie lässt sich durch nichts hindern. Sie ist und bleibt die freie Macht der göttlichen Liebe.

In der protestantischen Theologie wird oft betont – Karl Barth hat das sehr konsequent getan – dass diese Liebe reine Caritas, Agape, selbstlose Liebe, ist, die am Gegenstand ihrer Liebe nichts Attraktives, sondern nur das Gegenteil findet. Ich weiß nicht, ob wir diese Auffassung so durchhalten können. Mindestens im Alten Testament ist jedenfalls das Verhältnis zwischen Jahwe und seinem Volk als ein durchaus erotisches Liebesverhältnis geschildert (Hes 16 und Hos 2,21). In Epheser 5, 25 ff. erscheint Christus als der Ehemann seiner Gemein-

de; in Offenbarung 21,2 sehen wir die neue Gesellschaft »wie eine für den Mann geschmückte Braut«. »Die Hochzeit des Lammes« (Offb 19,7) wird gefeiert.

Wir müssen weder die Liebe Gottes zu seinem Volk noch die Liebe Jesu zu seiner Gemeinde noch die Liebe des Schöpfers und Erlösers in menschlichen Definitionen wie Caritas oder Agape oder Eros oder gar Sexus sperren. Doch dürfen wir ein heftiges sehnüchtes Verlangen Gottes nach seiner Welt und besonders nach jedem Menschen aus der biblischen Botschaft von der Liebe Gottes herausspüren.

Aber wo soll ich das sehen, dass Gott die Welt geliebt hat? Wie hat er die Welt geliebt?

Wenn ich das erste Wort dieses Zentralverses »also hat Gott die Welt geliebt« lese, höre ich mehrfach dieses »Also« in den Klängen einer Vertonung von Melchior Frank. Mehrfach nacheinander bringt er dieses »Also«, als wolle er sagen: So! So merkwürdig! So anstößig für viele, dass sie es für töricht halten, so und nicht anders, Gott allein weiß, warum, also hat Gott die Welt geliebt.

Warum nicht anders? Wir werden das letzten Endes nicht ergründen können. Unsere Sühne-Theorien, die nachweisen wollen, warum Gott, wenn er uns liebt, seinen Sohn so grausam sterben lassen musste, sind wohl ein allzu menschlicher Versuch, dem menschlichen Verstand oder Rechtsempfinden zu demonstrieren, warum Gott so und nicht anders handeln konnte, wenn er die Welt liebt. Glauben heißt immer wieder: sich auf etwas einlassen, das man noch nicht recht versteht, dessen Bedeutung und Kraft erst auf dem Weg erfahren wird.

»... dass er seinen einzig geborenen Sohn gab« (griechisch: monogenes!). Jesus als die entscheidende Gabe Gottes an die Welt. Nicht erst am Kreuz, sondern von Anfang an: auch der lehrende Jesus, der Therapeut, der Heiland, der zeichenhaft Lebende, der ausgemusterte Menschen zurückholt, der seine Jünger sammelnde und ertragende Jesus, schließlich der hinauf nach Jerusalem und ans Kreuz gehende Jesus – Gottes Gabe an die Welt.

Manchmal frage ich mich, was aus unserer Welt geworden wäre, wenn das Kreuz Jesu Christi nicht auf ihr gestanden hätte. Wenn Gott seinen Sohn dieser unserer Welt und uns ganz persönlich nicht gegeben hätte. Wo stünden wir? Welche Mentalität hätte uns geprägt?

Dabei müssen wir uns immer wieder klarmachen, dass es viele Menschen gibt, auch feinsinnige, sensible Menschen, für die das Kreuz weder ein Zeichen der Liebe noch ein Zeichen der Hoffnung ist und die bei Begriffen wie »Blut Christi« erschrecken, als gehe es an ihr Blut. Ganz plötzlich wurde ich daran vor vielen Jahren erinnert, als ich mit dem jüdischen Historiker, Professor Joseph Walk, einem Mitarbeiter des Yad Vashem-Museums in Jerusalem, einen kleinen Ausflug durch die oberschwäbische Landschaft unternahm. Wir betraten die Basilika von Weingarten, bewunderten ihr starkes und lichtvolles Barock und sahen am Ausgang den Kartenständer mit den Ansichtskarten vom Weingartener Blutritt. Ich erzählte meinem Gast harmlos, fast ein wenig stolz, wie da 2500 Reiter auf ihren Pferden hinter dem heiligen Blut Christi durch die Fluren reiten. »Da wendet sich der Gast mit Grausen« und fragt erschreckt: »Ist das gegen uns Juden gerichtet?«

Sofort musste ich daran denken, wie in den Judenvierteln mittelalterlicher Städte in der Karzeit die Übergänge zu den Christenvierteln geradezu zugenagelt wurden zum Schutz der Juden vor »passionsfrommen« Christen, die, besonders am Karfreitag, aus dem Gottesdienst zum Pogrom aufbrachen, um den Mord des Gottessohnes an den Gottesmördern, den Juden, zu rächen. Das Kreuz, das Blut Christi, als Zeichen der Bedrohung! Wir können nur hoffen, beten und wachen, dass keine neuen Kreuzzugstöne und Kreuzzugstaten im 21. Jahrhundert aufkommen, sodass aus dem Zeichen des Heils für viele ein Zeichen der Bedrohung wird.

Für uns Christen ist das Kreuz, ist das »Blut Christi« Zeichen jener unendlichen Liebe, die sich hingibt, damit ihr Leben in uns leben kann. Das feiern wir im Herrenmahl: Er gibt sich uns, er gibt uns sein Leben, damit es in uns lebt und unserem dürftigen Leben aufhilft.

Aber wie können wir sagen, dass der Tod Jesu Gottes Selbsthingabe sei? Wie kann etwa Jürgen Moltmann gar vom »gekreuzigten Gott« reden und sich damit in die Nähe der so genannten Patripassianer begeben, denen man in der Alten Kirche vorwarf, sie würden zu wenig zwischen Vater und Sohn unterscheiden und dann vom Tod Gottes am Kreuz reden?

In einem Gespräch erinnerte mich Jürgen Moltmann einmal da-

ran, wie das ist, wenn ein Vater oder eine Mutter miterlebe, wie ihr Kind stirbt. Ist das nicht, wie wenn sie selbst sterben? Und gar, wenn das Kind, der erwachsene Sohn, die erwachsene Tochter durch mörderische Gewalt sterben? In diesem Sinn leidet Gott selbst, wenn der einzig Geborene am Kreuz stirbt. Gott selbst gibt sich in die Hände der Mörderschheit.

Um diese Hände und noch mehr die Herzen zu verwandeln, um sie herauszulösen aus dem Bann, der sie gefangenhält.

»... damit alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden ...« Wieder höre ich die Vertonung dieses Wortes von Melchior Frank, wie er dieses »Alle« gleich dreimal, mitten in der Karfreitagsmusik geradezu hüpfend und heiter singen lässt: »Alle, alle, alle«. Es ist wie das »Kommet her zu mir alle...« im Heilandsruf eine Einladung gerade auch an die Menschen, die fernab stehen und sich auf die Nähe des gekreuzigten Jesus nicht einlassen wollen. Alle! Wir können die Botschaft, die in diesem kleinen Wort liegt, nicht genug bekannt machen. Es ist die rückhaltlose Einladung für jeden Menschen, gleich welcher Vergangenheit, gleich welcher Kultur oder Unkultur, welcher Mentalität. Den »Generalpardon vom Kreuz Christi für alle Menschen, Lebende und Tote« hat Johann Christoph Blumhardt am Karfreitag 1872 ausgerufen.

»... die an ihn glauben«, die sich mit ihrer ganzen Existenz, mit ihrem Willen und Glauben, mit ihrer Schuld und Sehnsucht nach Heilung auf ihn einlassen. Dieses »Alle, die an ihn glauben« wird uns nicht gesagt, um uns zu veranlassen, in uns oder gar in anderen zu stieren nach einem eindeutig dingfest zu machenden Glauben. Nicht zur inquisitorischen Introversion ist der Karfreitag gegeben, sondern dazu, aus uns hinauszublicken auf den Christus, der uns sein Leben gibt. Damit wir sein Leben annehmen mit offenem, dankbarem Sinn.

Wenn ein Mensch sich im Ruin seines Lebens fragt, ob er zu denen gehört, die Gott ins volle ewige Leben führen will, dann soll er aus sich selbst heraus und von sich selbst weg allein auf den gekreuzigten Christus sehen, der sich selbst für ihn hingibt. Der sein Leben hingibt, um uns sein ewiges Leben zu schenken. Martin Luther und Johannes Calvin wurden nicht müde, uns immer neu den gekreuzigten Christus als »speculum electionis nostrae«, als Spiegel unserer Erwählung, vor Augen zu halten.

Damit wir »nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben«. Damit wir Gott nicht verloren gehen, damit wir uns selbst nicht verlieren in hoffnungsloser Selbstüberforderung, wenn wir uns eine Straße zum Heil bauen wollen. Damit wir uns nicht verlieren in lebensfeindlichen Fehlhaltungen. Vielmehr: Damit wir leben in der Beziehung zu Gott, die er uns neu eröffnet. In jener Beziehung, die uns jetzt und noch im Tod lebendig macht. Denn wer in der Beziehung zur Quelle des ewigen Lebens lebt, der lebt wirklich und hat den Tod hinter sich gelassen.